

Nr. 282. Bromberg, den 7. Dezember 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN.

Urheber-Rechtsschutz (Copyright by)
Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden).

(16 Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Nero „haut ab". So lange ist er, seiner Gewohnheit gemäß, an Annemaries Seite geblieben. Plötzlich saust er in voller Karriere los. Richtig: Dunkelheit!

Annemarie bleibt einige Augenblicke erschrocken stehen und ruft: Nero! Nero!

Nur ein Jaulen — nicht allzuweit. Dann Stille.

Annemarie eilt schneller vorwärts. Ihr Kleid flattert in den Windstößen, die über die kahlen Felder fegen. Sie muß den Kopf noch immer gesenkt halten. Und so kommt sie unter den Schatten der Linde, an den Brunnen, ruft noch einmal vorwurfsvoll: Nero!, und steht vor der Bank, stößt einen kleinen, verwirrten Schrei aus, und dann steht sie wie erstarrt und festgewachsen und denkt, während ihr ein kalter Schauer über den Körper rinnt und jedes Glied lähmt: Das ist der Herbstspuk! Das ist alles nicht wahr! Oder ich bin ja gar nicht hier, ich liege im Bett und träume!

Aber da sagt die Gestalt dicht vor ihr, und sie kann den Atem in ihrem Gesicht spüren:

„Annemarie!"

Nero winselt leise und fröhlich und streckt sich lang am Boden aus.

„Annemarie — ich bin's ja! Hast du denn geahnt, daß ich komme? Annemarie — Liebste — —"

Zwei Menschen starren einander an. Annemarie will sprechen. Die Stimme versagt ihr. Es kommt nur ein Lallen und Stammeln über ihre Lippen. Und nur ein Wort steht klar und groß in der Luft:

„Wilhelm!"

Flüchtiger Gedanke hinter der heißen, verworrenen Mädchenstirn: Und wenn es vielleicht doch nur sein Geist ist — oder ist träume — ich muß ihm die Arme um den Hals werfen und ihn noch einmal fühlen — oder doch glauben, ihn zu fühlen.

Zwei Menschen taumeln gegeneinander und umschlingen sich mit einer leidenschaftlichen, sinnlosen Inbrunst, die ohne Maß und Ziel ist. Hände tasten über heiße Wangen, über duftendes Haar, pressen sich zusammen, fühlen warme, brennende Haut, tasten nach dem Herzschlag des andern, Lippen finden nicht mehr voneinander.

Und in dieser wilden, tollen Umarmung fühlt Annemarie bewußt das Wunder und trinkt es gierig in die Seele: Er lebt ja! Es ist ja kein Traum! So leidenschaftlich kann kein Mensch träumen! Er ist Fleisch und Blut, er ist da, er ist wirklich!

Mit einem leisen Seufzer löst sie sich aus seinen Armen.

„Wilhelm! Wie ist das möglich?"

Sie taumelt auf die Bank. Nero brummt leise und wohlgefällig.

Wilhelm Müller sitzt neben ihr. Sein Herz ist wie ein singender Quell, stark und frisch und wie neugeboren.

„Liebste — es ist eine lange Geschichte! Aber warum sollte es nicht möglich sein, daß ich hier bin? Ich mußte doch wiederkommen."

Annemarie zieht die Schultern zusammen und lehnt sich fest an ihn. Ein leichtes Frösteln geht leise über sie hin.

„Man — hat — dich totgesagt", flüsterte sie.

Er zuckt kaum merklich. Die Hand, die ihre Schulter schützend umfaßt hält, zittert plötzlich.

Also hat sie doch nicht hier auf mich gewartet? denkt er. Warum war sie denn hier? Was ist denn? Totgesagt war ich?

„Wer sagte das?" fragte er gefaßt.

Ein kurzes Schweigen. Dann antwortete Annemarie tapfer:

„Ein Jugendfreund von mir — du kennst ihn auch: Herr von Heyken, Hauptmann von Heyken. Bei La Rothière sollst du —"

Plötzlich rinnt ihm ein kalter Strom durch das Herz. Von Heyken?!

„Erzähle mal, Annemarie, ja?"

Stockend kommen ihr die Worte von den Lippen. La Rothière! Die Hölle! Der Graben an der Straße. Es wird alles wieder lebendig. Die Auskunft des Jägers, der die übriggebliebenen Pferde bewachte. Lieber Gott, lieber Gott!

„Er hat dann Manfred für sich gewonnen und ihn mit nach Hause geführt, als alles vorbei war."

Der Satz flattert wie ein Hauch durch die Luft.

Er hat nicht einmal gelogen, geht es Müller durch den Sinn. Es wird alles so sein. Die ganze Grabenbesatzung war ja fast schon hin, als ich meinen Teil weg bekam. Und da hat sie also die ganze Zeit über geglaubt, ich — wäre nicht mehr? Was sollte sie denn auch glauben?

Die Kehle ist ihm wie zugeschnürt.

„Ich war gefangen, Annemarie. Ich geriet verwundet in Gefangenschaft. Ich habe mir viel Gedanken um Manfred gemacht. Und schreiben konnte ich dir ja nicht. Wer hätte dir Nachricht bringen sollen? Wir waren so gut bewacht."

„Gefangen?" flüstert Annemarie, und preßt die heiße Stirn gegen sein Schulter. „Gefangen?"

Und dann:

„Erzähl' mir alles, Wilhelm."

Mit keinem Wort unterbricht sie ihn, als er nun langsam, als hole er alles erst aus einer weiten Erinnerung hervor, von seinen Schicksalen berichtet.

Und danach ist es eine lange Weile still.

Annemarie hat den Arm sacht um seinen Hals geschoben und streicht mit leisen Fingern über sein Haar, seine Stirn — immer wieder über die Stirn, die Augen, die Wangen, über das Haar, mit sanfter, seltsam inniger Bewegung. Dann sagt sie, das Gesicht an seine Wange lehnend:

„Du mußt nun sehr stark sein, Wilhelm. Es soll keine Lüge in dieser Stunde zwischen uns sein."

„Es ist doch keine da, Annemarie!"

„Doch, Wilhelm. Oder nein — eine Wahrheit ist da, die du noch nicht kennst."

Sie macht einen tiefen Atemzug.

„Ich habe eben — meinen Verlobten betrogen."

„Du!"

Ein Schrei, der in der Kehle stecken bleibt.

Ein Herumreißen des Kopfes. Groß starren zwei Augen in Annemaries blasses Gesicht.

„Du, was sagst du da?"

„So wahr mir Gott helfe, Wilhelm, ich mußte glauben, du würdest nie mehr zurückkommen. Ich mußte vergessen. Und der Adolf ließ nicht von mir. Ich war ihm vielleicht auch irgendwie verpflichtet, er hatte Manfred heimgebracht — er, ach, es ist so schwer zu erklären, Wilhelm. Du mußt es selbst verstehen. Ich war ja so allein."

Ihre Stimme ist schwer von verhaltenen Tränen.

O ja, er versteht schon. Er versteht in dieser Stunde so vieles. Auch Totgesagte sollten nicht wiederkommen. Also, der Adolf von Heyken! Dem war sein vermeintlicher Tod wohl sehr zurecht gekommen.

Aber gleich gibt es ihm einen Ruck.

Annemarie hat ihn geküßt! Sie sitzt hier mit ihm. Sie liebt ihn ja noch immer, und nur eine Verkettung von unglückseligen Umständen hat sie an die Seite des anderen getrieben!

Sie erzählt mit verhaltener Stimme, wie alles gekommen ist, so gut sie es in dieser Stunde vermag. Und daß im Winter Hochzeit sein soll, daß sie nach Potsdam übersiedeln soll. Aber dann bricht sie mit einem Male ab und schlingt ihm aufs neue die Arme um den Hals.

„Ich tu's nicht, Wilhelm. Ich kann's nicht. Es ist ja alles verkehrt gewesen, nicht wahr? Du bist ja wieder da! Dem Lebenden hab' ich die Treue nicht brechen wollen — nur dem Toten konnte ich sie nicht ewig halten. Das war mein Jugendrecht. Aber nun ist ja alles anders. Du lebst! Du darfst von mir Treue fordern! Und ich muß — ich will sie halten!"

Ihre Augen schimmern wie in einem verklärten Glanz. Ein leichtes, seliges Lächeln erhellt ihre Züge, und ihr Mund steht wie in einer glückhaften Verzückung offen, daß die Zähne hervorblitzen.

„Du — du — —", sie klammert sich an ihn.

„Liebste Annemarie", stammelt er, mitgerissen von ihren leidenschaftlichen Worten. Neue Hoffnung brennt durch sein Herz. „Du wolltest wirklich — du — —"

„Ich halte zu dir, Wilhelm."

Ihre Hände greifen ineinander. Es ist ein Griff, der sich nicht mehr lösen will.

Geht denn das? denkt Müller in einem Taumel der Gefühle und Gedanken. Kann man denn das Glück so gewaltsam an sich reißen? Ach, liebe Annemarie!

Es ist die Sehnsucht eines ewig langen Jahres, die in diesem Kuß glüht.

*

Es ist die Sehnsucht eines ewig langen Jahres, die aus den Worten Annemaries spricht, als sie am nächsten Abend ihrem Vater in seinem Zimmer gegenübersteht.

Denn gesprochen muß werden. Das hat sie Wilhelm versprochen, der im „Dorfkrug" eine schlaflose Nacht hinter sich hat. Annemarie wird ihm morgen Bescheid sagen, dann wird es sich herausstellen, wie der Oberst von Repkow zu der ganzen Sache steht und wie eine Aussprache zwischen ihm und Müller möglich ist.

Es ist ein ewig langer Tag.

Und ist Abend, und hell stehen die Fenster des Arbeitszimmers des Herrn von Repkow gegen die Dunkelheit draußen. Sie gehen nach der Auffahrtsallee zu hinaus und liegen gleich neben der vorgelagerten Terrasse.

Eyke von Repkow sitzt in seinem bequemen Ohrensessel, das Kinn in die Hand gestützt. Das markante, breitgestirnte Gesicht liegt im Schatten der Öllampen. Annemarie aber steht im hellen Licht, schlank aufgereckt, mädchenhaft und dennoch kriegerisch gespannt in allen Muskeln. Die Augen haben einen starken Glanz, ganz durchglüht sind sie von der Leidenschaft ihrer Seele.

Gesprochen muß werden. Es darf keinen Tag länger Unklarheit herrschen. Das ist Annemarie sich und Wilhelm und dem Grafen Heyken schuldig.

Nun hat sie ausgeredet. Sie hat ihr Herz wie auf der offenen Hand gehalten. Von dem, was im vorigen Sommer hier gewesen, hat sie gesprochen, ganz fest und ehrlich und ohne falsche Scham. Und von dem, was sie gehofft und was das Schicksal ihr in einer seiner tückischen und unberechenbaren Launen vorenthalten hat. Unsichtbar steht der Leutnant Müller neben ihr.

Der Herr von Repkow sieht ihn beinahe leibhaftig, wiewohl er ihn niemals im Leben zu Gesicht bekommen hat. Aber Annemaries Worte haben seine Gestalt und sein Wesen deutlich genug gezeichnet.

Nun ist Annemarie am Ende.

„Vater, die Verlobung war ein Irrtum. Du mußt mir beistehen. Du mußt gerecht sein."

Und dann ist es eine Weile sehr still.

Eyke von Repkow macht eine leichte Handbewegung, sein Kopf löst sich aus der stützenden Hand. Und so blickt er seine Tochter lange an.

„Kind", murmelt er, „ich — ich danke dir für dein Vertrauen. Ich habe das alles nicht gewußt. Es — es ist ein großes Erlebnis für dich gewesen. Aber glaube mir, wir alle — ich und deine Mutter, und so viele Mütter — sie haben alle dies Große, Erstmalige einmal erlebt und — haben es nachher vergessen. Du bist noch so jung — und darum — —"

„Darum soll ich verzichten?"

Ein kleines Lächeln.

„Du — hattest es ja schon getan, Annemarie!"

Die erhobene Hand wischt den Einwand, der ihr auf den Lippen liegt, fort.

„Das Beste an deiner ersten Liebe, Kind, ist ja schon vorbei. Das erste Glück — und der erste Schmerz. Ahnst du es nicht? Nun mußt du stark sein, wie wir das alle einmal sein mußten, und über dem Herzen auch die Vernunft nicht vergessen. So will es ja das Schicksal und das Leben."

„Ich soll also Adolf von Heyken mit einer Lüge ein Leben lang zur Seite stehen?"

Annemarie hat die Hände über dem Herzen gefaltet und schüttelt den Kopf. Eyke von Repkow wehrt ab.

„Lüge? Was für ein großes und — falsches Wort. Dein erster Glückstraum ist ja keine Lüge. Und wenn du Adolf nichts davon sagst, so wird es trotzdem keine Lüge sein. Es war das Recht deines Herzens. Und wenn du ihm davon erzählst, so wird er dir gewiß nicht böse sein und dich nur fester in den Arm nehmen."

„Vater — ich kann doch nicht —"

Sie sieht nicht, wie es in dem Gesicht Eyke von Repkows zuckt und die Backenknochen über den zusammengepreßten Zähnen hervortreten. Aber das läßt gleich wieder nach.

„Annemarie — noch eins. Ich schulde den Heykens bald so viel, wie der halbe Repkowhof wert ist. Du weißt von diesen Dingen nichts. Wenn auch die Zeiten nun durch den gewonnenen Krieg besser geworden sind und der alte Heyken mir nicht die Kehle zuschnüren wird —"

Ein unverständlicher, klagender Laut kommt über Annemaries Lippen. Repkow fährt fort:

„Der Adolf liebt dich, wie dich kein Mann treuer und aufrichtiger lieben kann. Diese Liebe ist dem Alten — die Streichung der Schulden wert. Du wirst einmal auf einem gesunden Repkowhof hausen können. Ich will, daß du auch das bedenkst. Nein, nein, denk' nicht, daß ich dich damit zwingen wollte, zu deinem Wort zu stehen. So lange ich lebe, werde ich den Hof auch noch halten, und was nach mir ist — das eben liegt in deiner Hand. Aber man sollte auch der Scholle, auf der man geboren ist, die Treue halten — über einen Glückstraum hinweg. Es ist Land unserer Ahnen, Annemarie."

Aufatmend fährt sich Eyke von Repkow über das Haar und bedeckt einige Augenblicke lang die Augen mit der Hand.

„Aber es soll dich niemand zwingen, mein Kind —"

Annemarie steht wie müde da. Das Herz klopft ihr langsam — langsam. Es ist so müde in ihr.

Aber mit einemmal streckt sie den Körper.

„Ich kann doch nicht", flüsterte sie, und es klingt wie das Seufzen eines Kindes.

Eyke von Repkow erhebt sich. Er steht breit und kräftig, ein Riese, einige Schritte von Annemarie entfernt. Mit einem unendlich liebevollen Blick umfaßt er die Erscheinung seiner Einzigen. Ein stilles Lächeln breitet sich über sein zerfaltetes Gesicht aus.

„Das sagt man so oft, Mädel. Und nachher kann man Berge versetzen. Aber sei nur ruhig, Annemarie — schick'

deinen Wilhelm morgen zu mir. Kein Wort davon zur Mutter. Schick' ihn her — ich will ihn sehen, ich werde mit ihm sprechen, ich muß ihn ja schließlich sehen, nicht wahr?"

„Ja", sagt Annemarie und hat ganz blanke, strahlende Augen. „Er wird kommen."

„Wir werden ja sehen, Mädel — wir werden sehen."

Er nimmt ihre Hand in seine beiden. Er drückt sie fest, daß es ihr wehtun müßte.

Aber sie preßt die Lippen aufeinander — und lächelt nur — und lächelt.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Geschichten um Deutschlands erste Eisenbahn.

Zum 7. Dezember 1935.

Von K. J. Krenig = Nürnberg.

Allen Anfeindungen und Widerständen zum Trotz ging der geistvolle Schöpfer der ersten deutschen Eisenbahn, Johannes Scharrer, seinen Weg. Als eine der ersten Aufgaben betrachtete er es, den Umfang des Fußgänger= und Fuhrwerkverkehrs zwischen den beiden Städten Nürnberg und Fürth, die durch die erste Eisenbahn verbunden werden sollten, festzustellen.

Ein biederer Handwerksmeister, durch schwere Schicksalsschläge verarmt, wurde beauftragt, gegen ein wohlgemessenes Entgelt die Personen fein säuberlich aufzuzeichnen, die zu Fuß, zu Pferd und im Wagen am Spittlertor in Nürnberg ein= und auspassierten. Eine Woche lang sollte er auf seinem Posten ausharren und allabendlich das Ergebnis seiner Zählung abliefern. Brav und pünktlich trägt er am Abend seine Liste in das Haus Scharrers vor den Toren der Stadt. Aber schon nach wenigen Tagen weisen die Meldungen recht unglaubwürdige Zahlen auf, so daß Scharrer beschließt, selbst nach dem Rechten zu sehen. Er stellt sich mittags am Spittlertor ein und findet den Platz des Meisters leer. Scharrer stutzt zunächst.

Dann steigen ihm dunkle Ahnungen auf. Denn hat er nicht gehört, daß das Meisterlein einem guten Schoppen nicht abhold sei? Da sieht er ihn schon hochroten Kopfes um die Ecke biegen. Es war eine kurze Unterredung, die folgte. In die Enge getrieben, gesteht der Biedere nach einigen vergeblichen Ausflüchten, daß er es vorgezogen, in der wärmenden Stube der nahen Weinkneipe seine Zählungen aus dem Stegreif fortzusetzen, statt sich dem stürmischen Aprilwetter vor dem Tore auszusetzen. Es war ihm nicht bekannt, daß drüben in Fürth ein Mann saß, der mit der gleichen Aufgabe betraut war . . .

*

Die Überführung der ersten in England gebauten Lokomotive glich einer Odyssee, so vielfältig waren die Zwischenfälle, die sie begleiteten.

Volle vier Wochen zieht sich die Fahrt von London bis Köln hin, wo die Umladung auf Fuhrwerke vor sich gehen soll. Als der Frachtkahn endlich in Köln ankommt, tobt ein Sturm über Strom und Stadt, wie er seit Menschengedenken nicht mehr erlebt wurde. Auf der Brücke halten Reeder und Schauerleute Wacht, denn der Kahn zerrt bedenklich an den Tauen, die ihn an die Rammpfähle knüpfen. Da plötzlich ein Stoß, der die Wächter durcheinander und zu Boden wirft — ein zweiter und dritter — eine Flutwelle überschüttet alle mit kaltem Naß, — erschreckt stieren sie einander an, dann begreifen sie — ein Erdbeben, ein Erdbeben in Köln! Lange wirkt das Erlebnis in ihnen nach, selbst als Sturm und Regen sich endlich gelegt haben und die Löschung des Frachtkahns vor sich gehen kann.

In der Bevölkerung erhält sich noch jahrelang der Glaube, das Beben sei ein Wink des Himmels gewesen, abzulassen von dem teuflischen Werk, das unselige Hände geschaffen zur Geißel der Menschheit.

*

Handwerk und Kunstgewerbe machten sich das historische Ereignis der Eröffnung der „Ludwigsbahn" zunutze, und es waren deren nicht wenige, die es in Bild und Wort auf Gegenständen des täglichen Gebrauchs festhielten. Der Handel mit den Erinnerungsstücken entwickelte sich zu einem einträglichen Geschäft, denn die Bahn lockte zahlreiche Fremde aus fern und nah nach Nürnberg. Tabaksdosen und Pfeifenköpfe trugen bunte Bilder aus den ersten Tagen der Eisenbahn, auf Maßkrügen wurde der „Adler", die Lokomotive, zur Darstellung gebracht, die Zinngießer fertigten Zinnteller und Zinnkrüge mit den Nachbildungen der Bahn, und ein besonders geschäftstüchtiger Meister stellte einen Bierkrug her, der reißenden Absatz bei den „Lohnrößlern" — Lohnkutscher würden wir sie heute nennen — fand. Die Fuhrleute waren es, die durch das neue Verkehrsmittel die Axt an ihr Dasein gelegt sahen und die daher den tiefen Ausdruck ihrer keineswegs sehr rosigen Stimmung in der klagenden Aufschrift des Kruges fanden:

Wer hat denn nur den Dampf erdacht,
Die Fuhrleut um ihr Brot gebracht,
Die sind jetzt wahrlich übel dran
Mit der verdammten Eisenbahn.

*

Winzig mutet uns heute im Zeitalter der Flugzeuge und des Schienenzepp eine Strecke an, wie sie die erste deutsche Eisenbahn durchfuhr. Es erscheint klar, daß eine Bahn, die keinen Anschluß an das übrige Bahnnetz fand, nicht von langer Dauer sein konnte. Trotzdem berührt es fast schmerzlich, daß die Ludwigsbahn, die einmal mit so viel feierlichem Gepränge in die Erscheinung trat, so sang= und klanglos und wenig ruhmvoll aus der Welt gehen sollte: am 5. Juni 1925. Wochen=, ja monatelang war die Bahn schon Wind und Wetter und dem Zugriff Unberechtigter ausgesetzt gewesen. Was noch übrig geblieben, trat den lang vorausgesagten Weg ins „alte Eisen" an. Die den Zug anführende Lokomotive war von pietätvoller Hand mit einem Strauß Feldblumen geschmückt worden. Tapfer zog sie mit letzter Kraft auf verrosteten Schienen den Leichenzug gen Fürth. Die festgefressenen Wagenachsen ächzten und stöhnten. Langsam, ganz langsam knirschten die Räder über das der Schwellen längst beraubte Gleis, bis der Zug von einem mächtigen Schuppen aufgenommen war. Züngelndes Feuer fraß sich in die stählernen Leiber, und die Axt vollbrachte das ihrige an den letzten Nachkommen der ersten deutschen Eisenbahn, von der nur ein Wahrzeichen noch vorhanden ist: ein Bahnwärterhaus, das unweit jener Stätte steht und heute das älteste Bahnwärterhaus Deutschlands ist.

Der verlorene Ring.

Isländische Erzählung von Kristmann = Gudmundsson.

Über den Bergen stand die rötliche Feuersäule des Vulkans — so hatte sie wochenlang schon gestanden. Das Tal lag von den Bergen beschützt, die Lava konnte es nicht erreichen. Aber Arvid würde sie erreichen und dann — ja dann würde Arvid Gudlaugsson ausgelöscht sein, und seine Asche würde mit der Lava eins werden. Er fühlte nach dem Ring in seiner Tasche, dem glatten Goldring. „Für Sita" stand darin geschrieben. Sita aber hatte sich gestern mit einem anderen verheiratet.

Spät am Abend kam Arvid zu einem einsamen Hof in den Bergen. Er lag in einer Talmulde, am Rande eines kleinen Gewässers.

Es sah sauber und ordentlich aus in dem kleinen Gehöft. Arvid klopfte mit drei Schlägen gegen die wettergraue Hoftür, und eine alte Frau öffnete. Ihre Haare waren silberweiß, die Augen tief und schön. Sie erwiderte freundlich seinen Gruß und bat ihn, einzutreten. Vielleicht war sie verwundert, den städtisch gekleideten Mann zu sehen; aber sie sagte nichts.

Arvid trat in eine niedere Stube. An einem Tisch am Fenster saß ein alter Mann, ihm gegenüber ein junges Mädchen, mit Augen, die groß und dunkel aus dem weißen Gesicht leuchteten.

„Wo will der Fremde hin?" fragte der alte Mann.

„Ich bin bald am Ziel", erwiderte Arvid ausweichend.

„Hoffe, er wird hier übernachten", kam es von der Frau. „Es ist zu spät zum Weitergehen."

Heute oder morgen — dachte Arvid. Die Ewigkeit wartet. „Ja, danke", sagte er, „ich bleibe gern."

Während die Frau in der kleinen Nebenkammer ihm ein Nachtlager bereitete, ging er zum Wasser hinunter. Es war ein stiller Abend, nur ganz fern hörte man das Dröhnen und Krachen des Vulkans. Die Wasserfläche lag

blank und glatt und spiegelte das Schiff und tief unten das Bild des wolkigen Himmels wider.

Arvid hörte leichte Schritte hinter sich und sah sich um. Es war die junge Tochter des Hofes. Schön war sie. Sie ging an ihm vorbei und starrte ins Wasser.

„Suchen Sie etwas?" fragte er und kam zögernd näher.

„Den Ring!" antwortete sie leise.

„Sie haben einen Ring verloren?" fragte er, und sein Herz klopfte stärker.

„Ich habe ihn ins Wasser geworfen."

Plötzlich überkam ihn ein Gefühl der Unwirklichkeit. Dieses einsame Tal, der ferne Donner, der aber manchmal wie aus dem Boden unter den eigenen Füßen zu kommen schien, der rote Schein über den Bergen im Norden und die feurige Säule — und dieses junge, geheimnisvolle Geschöpf: alles war unsagbar seltsam und unsagbar schön! Sein bisheriges Leben schien ihm so fern, als ob er es geträumt hätte.

„Sita!" rief eine Stimme vom Hofe her, „Sita, sage dem Fremden, daß er sich jetzt schlafen legen könne, wenn er wolle!"

Sita? Es traf ihn wie ein Schlag, doch es tat nicht weh.

„Weshalb hast du deinen Ring ins Wasser geworfen, Sita?" fragte er leise.

Sie sah ihn mit ihren großen, dunkelblauen Augen ernst an: „Er schrieb, er liebe eine andere, da warf ich den Ring fort. Aber eines Nachts träumte ich, daß einer zu mir sprach: „Wenn du deinen Ring wiederfindest, dann kommt die Liebe wieder zu dir!""

Sie sprach so ruhig; nicht einen Augenblick empfand er, wie seltsam das alles war.

„Sita, ich wünsche dir, daß du deinen Ring bald findest!"

Die Sonne schien durch das kleine Fenster, als Arvid am Morgen erwachte. Im ersten Augenblick konnte er nicht begreifen, wo er war. Aber dann hörte er das ferne Getöse des Vulkans, und alles fiel ihm wieder ein. Er fühlte sich leicht und ausgeruht, und gleichzeitig lag es wie ein dünner Schleier über seinem Denken, der das Leid linderte.

Er blieb den Tag über auf dem Hof und half den dreien beim Heuen. Das junge Mädchen allerdings richtete nicht viel aus; lange Zeit konnte es dastehen und verloren vor sich hinstarren. Am Abend ging er wieder zum Wasser hinunter.

Die ungewohnte Arbeit hatte Arvid müde gemacht. Still saß er da und genoß die Ruhe. Da weckten ihn Sitas leichte Schritte aus seiner Versunkenheit. Sie legte leicht die Hand auf die Schulter und sah über das Wasser hinaus.

„Ich habe ihn nicht gefunden", klagte sie, „gestern nicht, aber vielleicht heute."

*

Die Tage vergingen und wurden zu Wochen. Der Sommer war mild und gut, die Nächte hell. In den Bergen polterte der Vulkan, doch er richtete keinen Schaden an.

Auf dem kleinen Hof ging das Leben gleichmäßig weiter. Arvid half bei der Feldarbeit. Das machte sich ganz von selbst. Die beiden Alten behandelten ihn, als ob er seit je zu ihnen gehört hätte, und fragten niemals nach seiner Vergangenheit oder Zukunft. Und wie die Tage so dahinzogen, kam Ruhe und Friede über ihn. Er hatte zur glühenden Lava gehen und sich von ihr begraben lassen wollen, vielleicht würde er es auch einmal später noch tun — aber es eilte ihm nicht.

Ein ungewöhnlich schöner, sonniger Tag zog über dem Tale auf. Die Feuersäule im Norden war kleiner, das unterirdische Dröhnen schwächer und ferner geworden. In der kühlen Luft ahnte man den Herbst. Die Heuarbeit war vorüber, und so machten sich Arvid und Sita auf eine lange Wanderung in die Berge über dem Hof; es sollte eine schöne Aussicht von dort oben sein.

Es wurde ihnen warm von dem steilen Aufstieg. Aber Arvids Körper war stark und geschmeidig geworden und sein Herz froh.

Und auch in Sitas große dunkelblaue Augen war ein neuer Glanz gekommen, neues Leben in das schöne Gesicht; ja, selbst ihr herbstgelbes Haar schien sich wilder, lebendiger zu bauschen.

Nun hatten sie die Höhe erreicht. Das kleine Anwesen tief unten verschwand fast in dem einsamen Tal. Sie blickten über ferne Gehöfte, über weite grüne Matten, die eingebettet zwischen den gewaltigen Bergen lagen. Sie konnten jetzt auch den Vulkan genau sehen und die stets kleiner werdende Feuersäule, und ganz im Hintergrunde, weit, weit entfernt, erblickten sie einen Streifen des Meeres. Das alles war ihre Heimat, war Island, märchenhaft schön und wild.

„Sita", sagte er — und es klang verlegen; sie war so herrlich, wie sie da auf dem grauen Felsengrunde vor ihm stand —, „Sita, nun ist es schon lange her, daß du deinen Ring gesucht hast!"

Sie wandte sich zu ihm und lachte: „Ich war gewiß schon ein bißchen wunderlich geworden; aber jetzt — jetzt ist das alles wieder gut."

Er griff in seine Tasche und zog einen Ring hervor — den Ring, der für eine andere bestimmt gewesen.

„Du mußt nie mehr nach ihm suchen — sieh einmal", und er ergriff ihre schlanke Hand. „Hier steht: Für Sita!"

Sie starrte ihm ins Gesicht, und ihre Augen leuchteten. „Ist das wirklich wahr?" fragte sie, und ihre Stimme klang wie eine dunkle Melodie.

„So kleine Sita", sagte er jubelnd, „siehst du, jetzt haben wir deinen Ring gefunden!"

Da war es, als ob die Natur den Atem anhielte. Die Feuersäule zwischen den Felsen dort hinten sank plötzlich in sich zusammen und verschwand im Krater des Berges. Das unterirdische Dröhnen hörte auf. Und eine große Stille umgab zwei Menschenkinder, die einander hier oben auf dem Berggipfel für immer gefunden hatten.



Rätsel-Ecke



Besuchskarten-Rätsel.

ARNIM D. HECHT
Breslau

Wer den Beruf wissen will, den der Inhaber obiger Besuchskarte ausübt, hat sämtliche Buchstaben der Karte umzustellen, bis sich eine mit „C" beginnende Berufsbezeichnung ergibt.

*

Wie heißt der Mann?

Zunächst sei nur verraten, daß sein Name an ein Kinderspielzeug erinnert. Schlägt man ihm den Fuß ab, so sind es auf einmal runde Figuren. Schlägt man diesen den Kopf ab, so ist es etwas, das in die Ferne führt. Fuß ab: eine Hülsenfrucht. Kopf ab: winterliches Produkt. Fuß ab: Nahrungsmittel. Kopf ab: Buchstabe. — Also: Wie heißt der Mann?

Auflösung der Rätsel aus Nr 276

Ausfüll-Rätsel:

N ei d
O ttili e
V ehemen z
E bereich e
M inimu m
B lumenstau b
E lf e
R eite r

= **November / Dezember.**

*

Scherz-Rätsel:

Der Schüler in d er unter Prima =
Der Schüler in der Unterprima.

*

Rätsel: Prosa — Posa.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg